



Das Lied vom Frieden.

Flüstert das Laub,
singen alle Vögel, die noch im Lande sind:
Menschen, seid ihr taub
und blind?
Hört ihr nicht den Krieg,
seht ihr nicht sein rosendes Leid
und darüber den Sieg
der Ewigkeit?

Leben ist eine Flut
von Glück und Licht,
ihr berget in Haß und Blut
das Gesicht.
Ihr preißt das Eisen,
vergiftet das Brot,
und eure friedlichen Denker und Weisen
sind tot!

Nun sind wir es allein,
Strauch, Vogel, Baum und Stein,
die müssen im rauchenden Ringen,
das Lied vom blühenden Frieden singen.

Alfons Seybold.

Frauenbriefe.

Von Maxim Gorli.

Vor einigen Wochen erschien in „Kowaja Schin“ dieser Artikel. Jetzt ist das Blatt, wie wir schon meldeten, von der Bolschewiki-Regierung verboten worden! Red. des „Vorw.“

Die interessantesten Briefe, die an mich gelangen, stammen von Frauen her. Diese Briefe, dem Eindruck der stürmischen Gegenwart gewidmet, sind von Beklemmung, Groll, Enttäuschung erfüllt, aber sie sind nicht so apathisch wie die der Männer — ein jeder Frauenbrief ist ein Schrei einer lebendigen Seele, gemartert von den zahllosen Qualen der grausamen Zeit.

Sie erwecken das Gefühl, als seien sie von einer einzigen Frau, von der Mutter des Lebens, geschrieben, von derjenigen, die der Welt alle Kräfte und Völker gegeben, von derjenigen, die alle Genies geboren hat und gebären wird, von derjenigen, die dem Mann geholfen, den groben tierischen Instinkt in die zarte Erlase der Liebe zu verwandeln.

Diese Briefe sind der Schrei eines Wesens, das die Poesie ins Leben gerufen, die Kunst inspiriert hat und das immer von einem unauflöschlichen Durst nach Schönheit, Leben und Freude gequält ist.

Die Briefe, auf die ich mich beziehe, sind voller Klagen der Mütter über das Verderben der Menschen, darüber, daß sie grausam, wild, gemein, unehrlich werden und daß die Moral verrotzt. Diese Briefe sind voller Flüche gegen die Bolschewiki, die Bauern, die Arbeiter, sie wünschen ihnen alle Strafen, alle Greuel, alle Martern.

Alle aufhängen, alle erschießen, alle vernichten, das verlangen die Frauen, Mütter und Pflegerinnen aller Gelben und aller Heiligen, aller Genies, aller Verbrecher, aller Galanten und aller ehrlichen Menschen, die Mutter eines Christen wie eines Judas, Johann des Grausamen wie des schamlosen Machiavelli, des zarten und lieben Franziskus von Assisi, des düsteren Feindes jeder Freude, Sabano-rosa, die Mutter Philipps II., der in seinem ganzen Leben nur einmal gelacht, als er die Nachricht von der Bartholomäusnacht erhielt, vom größten Verbrecher der Katharina Medici, die auch Frau und Mutter war und auf ihre Art aufrichtig um das Wohl einer Anzahl von Menschen befragt war.

Tod, Vernichtung, Gewalttaten hassend, schreit die Mutter, die vom Manne bewunderte, ihn zu Großen und Schönerem führende Frau, die Quelle des Lebens und der Poesie: „Totschlagen, aufhängen, süßlügen“.

Da handelt es sich um einen schrecklichen und düsteren Widerspruch, der dazu angetan ist, den Heiligenschein zu zerstören, mit dem die Geschichte die Frau umgeben hat. Ist das darauf zurückzuführen, daß die Frau sich von ihrer großen kulturellen Rolle keine Rechenschaft gibt, ihre schöpferische Kraft nicht spürt und sich zu sehr der Verzweiflung hingibt, die in ihrer Mutterseele durch das Chaos der revolutionären Tage hervorgerufen wird?

Ich werde auf diese Frage nicht weiter eingehen, ich will nur folgendes bemerken.

Ihr Frauen werdet sehr gut, daß die Geburt stets von Wehen begleitet ist, daß der neue Mensch im Blute geboren wird — so will es die böswillige Ironie der blinden Natur. Im Augenblicke der Niederkunft schreit Ihr wie Tiere, und lächelt mit dem selbigen Lächeln der Madonna, wenn Ihr das neugeborene Kind an Euerer Brust drückt.

Ich will Euch Euer tierisches Geheul nicht vorwerfen, mir sind die unerträglichen Qualen verständlich, die diesen Schrei hervorrufen, bin ich doch selbst am Entstehen angefangen solcher Qualen, obwohl ich keine Frau bin. Und ich wünsche von ganzem Herzen, von ganzer Seele, Ihr sollt bald lächelnd mit dem Lächeln der Madonna, an Euer Herz den neugeborenen Menschen Rußlands drücken. . . .

Man muß sich erinnern, daß die Revolution nicht nur eine Reihe von Grausamkeiten und Verbrechen darstellt, sondern auch eine Reihe Heldentaten der Tapferkeit, des Ehrgefühls, der Selbstlosigkeit, der Uneigennützigkeit. Seht Ihr das nicht? Kommt es vielleicht daher, daß Ihr durch Haß und Feindseligkeit geblendet seid?

Der vierzigjährige Bürgerkrieg des achtzehnten Jahrhunderts hatte in Frankreich eine abscheuerregende Verrohung hervorgerufen, eine prächtiger Grausamkeit, bedenklich man nur, welchen wohlthuenden Einfluß eine Julie Recamier ausgeübt! Solcher Beispiele des Einflusses der Frau auf die Entwicklung der menschlichen Gefühle und Ideen gibt es in der Geschichte so manches. Euch Müttern geziemt es, unermüdet in der Liebe zum Menschen zu sein, zurückhaltend im Haß ihm gegenüber.

Bolschewiki? Ja, denkt nur — sie sind doch auch Menschen wie wir alle, sie sind von Müttern geboren und tierischer haßt ihnen nicht mehr an als uns. Die besten unter ihnen sind ausgezeichnete Leute, auf welche die Geschichte Rußlands mit der Zeit stolz sein wird, während unsere Kinder und Enkel ihre Energie bewundern werden. Ihre Handlungen unterliegen der heftigsten Kritik, sogar hohem Hohn — das widerspricht den Bolschewiki vielleicht in größerem Maße, als sie es verdient haben. Sie sind von einer erstarrten Atmosphäre des Hasses der Feinde umgeben, und was vielleicht noch gefährlicher für sie ist, von heuchlerischer, gemeinen Freundschaft derjenigen, die wie Füchse sich an die Nacht herannahen, um sie als Wölfe auszunutzen, und die hoffentlich wie Hunde freipieren werden.

Ich verteidige die Bolschewiki? Nein, ich kämpfe gegen sie — aber ich verteidige die Menschen, deren aufrichtige Ueberzeugung ich kenne, deren persönliche Ehrlichkeit mir bekannt ist, ebenso wie mir die Ehrlichkeit ihrer Tugabe für das Wohl des Volkes bekannt ist. Ich weiß, daß sie das grausamste wissenschaftliche Experiment am lebenden Körper Rußlands machen, ich verstehe zu hassen, ziehe es aber vor, gerecht zu sein. O ja, sie haben viele sehr grobe, düstere Fehler begangen. — Gott hat ebenfalls einen Fehler begangen, als er uns dümmert gemacht hat, als wir sein sollten — die Natur hat sich in so manchem geirrt — wollen wir sie beurteilen vom Standpunkte unserer Wünsche, die ihren Zielen oder ihrer Zwecklosigkeit zuwiderlaufen? Wenn man will, kann man auch von den Bolschewiki etwas Gutes sagen. Ohne wissen zu können, zu welchen politischen Ergebnissen ihre Tätigkeit schließlich führen wird, behaupte ich, daß vom psychologischen Standpunkte aus die Bolschewiki bereits einen sehr großen Dienst dem russischen Volke erwiesen, indem sie in der Masse des russischen Volkes eine Teilnahme an den gegenwärtigen Ereignissen hervorgerufen, ohne die unser Land zugrunde gegangen wäre.

Jetzt wird es nicht zugrunde gehen, da das Volk aus dem Schlafe zu neuem Leben erwacht ist, und in ihm reifen neue Kräfte, die sich weder vor dem Wahnsinn der politischen Neuerer, noch vor der Gier fremdländischer Räuber, die ihrer Unbesiegbarkeit zu sicher sind, fürchten. — — — Rußland kämpft krampfhaft unter schrecklichen Wehen der Entbindung, — wollt Ihr, daß sobald als möglich das neue, schöne, gute, menschliche Rußland geboren wird?

Laßt Euch sagen, o Mütter, daß Groll und Haß schlechte Geburtshelfer sind. —

Niezsche und wir.

Eine Diskussion.

Genosse A. Gerisch schreibt uns:

Kadel- und Standardenträger des sozialistischen Proletariats? Das ist der höchste Ehrenstitel, den wir von „antien Stammen“ einem Menschen geben können. Weil dem so ist, deshalb find wir auch in der Verleihung dieses Ehrenstitels ein bißchen sehr zurückhaltend gewesen. Nur einigen wenigen Ausgewählten ist es noch stillschweigendem Uebereinkommen des sozialistischen Proletariats der ganzen Welt verdienstvollerweise gut geworden. Auszeichnungen, mit denen nur so herumgeworfen wird, sinken im Wert und werden schließlich zum Kindergeispel. Selbst ein Kämpe wie unser unergieblicher Wilhelm Liebknecht beanspruchte nur „Soldat“, kein Standardenträger in den Kampfzeilen des sozialistischen Proletariats zu sein.

Mit großer Ueberraschung habe ich daher in der Nr. 26 der Sonntagbeilage zum „Vorwärts“ vom 14. Juli d. J. in dem Artikel „Wohin gehört Nietzsche?“ die Einführung und Begrüßung Nietzsches „als einen unserer Kadel- und Standardenträger auf unserem Wege durch Nacht zum Licht“ gelesen. Es ist selbsterfindlich, daß, wenn jemand in unserem Zentralorgan auftritt und sagt, „wir“ begrüßen eine bestimmte Person als „unseren“ Kadelträger, er damit nicht etwa im Namen eines Wanderflusses spricht, der eine Nachpartei macht, sondern daß er dem Denken und Empfinden des sozialdemokratisch gesinnten Teiles des deutschen Volkes Ausdruck verleihe will.

„Durch Nacht zum Licht“ geht unser Weg.“ Die „Nacht“, das ist die im Interesse der Ruhstörer der heutigen Welt geschaffene und mit allen Mitteln der Macht, Lüge und Verschlagenheit erhaltene Unwissenheit und Denkunfähigkeit der großen Volksmassen, die es Millionen so außerordentlich schwer macht, sich zu der Erkenntnis durchzuschlagen, daß nur die Uebernahme der gesamten Produktionsmittel in den Besitz der nach demokratischen Grundgesetzen geleiteten Gesellschaft zum Licht, d. h. zu einem schöneren, edleren Menschenleben führt.

Daß nun Nietzsche diese Erkenntnis gefördert? Ist er für Sozialismus und Demokratie eingetreten? Um die Erörterung dieser Fragen im engsten Rahmen zu halten, beschränke ich mich

auf das, was in dem betreffenden Artikel selbst über Nietzsche gesagt wird. Da hören wir denn, daß „Nietzsche nie Demokrat oder Sozialist gewesen ist“. Er ist nicht nur Sozialist gewesen, sondern er hat noch obendrein den Sozialismus in denkbar schwerster Weise diskreditiert, „als die zu Ende gedachte Tyrannie der Geringshien und Dämmsien, d. h. der Oberflächlichen und Reibischen“. Ueber die Demokratie hat er noch wegwerfender geurteilt, sie ist ein „Rechten und Marxien mit dem Gestirbel“.

Man faßt sich an den Kopf: Ein Mann mit solchen Ansichten Kadel- und Standardenträger des sozialistischen Proletariats?!

Doch halt! Der Verfasser des betreffenden Artikels bringt auch einige Aeußerungen Nietzsches, die beweisen sollen, daß dieser doch auch Verständnis für die soziale Frage gezeigt habe. Nun ist sozialistisches Denken als Ferment bereits derartig in das geistige Leben der Kulturvölker eingebracht, daß es wenig Menschen geben wird, die nicht schon die eine oder andere Angelegenheit vom sozialistischen Standpunkt aus betrachtet haben. Selbst bei fanatischen Gegnern der Sozialdemokratie kann man das oft genug beobachten. Wer die Reden und Schriften des selbigen Schulze an Deitisch, oder die der einseitigen Fortschrittler Eugen Richter daraufhin durchläßt, würde zahlreiche Stellen finden, die noch mehr Verständnis für die soziale Frage zeigen, als die beiden zitierten Aeußerungen Nietzsches. Wird aber ein Mensch mit fünf gefunden Seiten die Gewananten deshalb als Kadel- und Standardenträger des sozialistischen Proletariats feiern?

Wie lauten nun die beiden Aeußerungen Nietzsches? Die eine: „Ganz anders als die Frage „Gott“ interessiert mich eine Frage, an der mehr das Heil der Menschheit hing als an irgendeiner Theologenkuriösität: die Frage der Ernährung.“ Die andere: „Wie halt gerade du dich zu ernähren, um zu einem Maximum von Kraft, von moralischer Tugend zu kommen?“

Himmel und die Welt! Welche Entdeckung! Also weil der große Philosoph und gewaltige Denker Nietzsche bis zu der haarscharfen Philisterei durchdrang, daß ein guter Dapfen, wie die Berliner sagen, für den Menschen allezeit die Hauptsache ist, deshalb war er, so wird uns versichert, gar nicht „so himmelweit von Marx entfernt“. Danach bilden die klugen Leute, die in unseren Tagen den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und sich mit Hamsterware, Parke „Morosinken“, dem Wank füllen, gewissermaßen eine große Gemeinde stiller Marxisten. Kein Lebnag hätte ich nicht geglaubt, daß man auf eine so einfache Weise Marx nahe kommen kann.

Zu der Erkenntnis von der großen Bedeutung der Ernährung vom Nietzsche übrigens nicht wie gewöhnliche Sterbliche auf dem Wege der Erfahrung, durch die vortrefflichen Wirkungen, die ein superbes Diner auf Körper und Geist ausübt, sondern das sind bei ihm „Wahrheiten, die er mit goldener Angelrute fing“.

Wie sich doch bei den Philosophen alles so eigenartig und ganz anders als in anderen Menschenlöschen abspielt! Zur Erfassung von Wahrheiten kommt man nach allgemeinem Brauche durch einbringendes Denken, Forschen, Vergleichen, Experimentieren usw. In den meisten Fällen ist das eine langwierige und mühselige Arbeit. Von Nietzsche dagegen hören wir, daß er die tiefgründigsten Wahrheiten einfach angelte, allerdings mit einer lösspieligen goldenen Angelrute.

Man könnte trotz der schweren Zeit, in der wir leben, unendlich lachen über die ganze Sache, wenn sie nicht eine ernste Seite hätte, die sich am besten an einem zurückliegenden Vorgang, den ich als leidenschaftlicher junger Parteigänger in allem mit durchlebte, illustrieren läßt: ich meine die Dühring-Bewegung in Berlin.

Dühring stand uns millionenmal näher als Nietzsche, und doch zogen Engels und Marx gegen ihn zu Felde. Als die beiden Altmeyer wahrnahmen, daß durch Dühring und seine Anhänger die Marxist der sozialistischen Parte getrübt, Verwirrung unter die Arbeiter getragen und die sozialistische Bewegung dadurch gehemmt und geschädigt wurde, wollten sie das bekannte Strafgericht an Dühring. Dem Bestreben der Anhänger Dührings, diesen zu einem Kadel- und Standardenträger des sozialistischen Proletariats zu machen, wurde damit ein für allemal ein Ende bereitet.

Nun weiß ich recht gut, daß die Neigung gewisser Kreise in der Partei, den Herrenmenschen Nietzsche zu einer solchen Größe zu erheben, vorerst keine Bedeutung hat. Aber: wehne den Anfängen! Wir haben noch unermesslich viel Aufklärungsarbeit unter den uns noch gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehenden Volksmassen zu leisten, unendlich viele Widerstände der herrschenden Gewalten bei dieser Tätigkeit zu überwinden, und wir können diese Riesenaufgabe nur lösen, wenn wir in unseren Reihen keine Konfusion aufkommen lassen, unsere Genossen in scharfem, logischem Denken schulen.

Selbstverständlich fällt es mir nicht im Traum ein, mich etwa den Engels und Marx gleichstellen zu wollen. Auch der geringste Parteigenosse, und als einen solchen habe ich mich stets nur betrachtet, hat das Recht und die Pflicht darüber zu wachen, daß die Partei keinen Schaden erleidet. Und wenn im Zentralorgan der Partei ein Artikel wie der kritisierte, der gewiß auch gut gemeint war, erscheint, dann muß eben irgend jemand dazu Stellung nehmen, damit keine Verwirrung unter den Lesern eintritt.

Genosse Gg. antwortet darauf:

Es ist schwer, bei einer solchen Gegenoffensive, wie sie der Genosse Gerisch gegen unsern Nietzscheartikel losläßt, sich rein defensiv zu verhalten. Denn solch temperamentvolle Antiden bieten dem Gegner immer genug Wöhen, die wieder zu Dieb und Stich reizt.

Aber einmal kommt es uns überhaupt nicht auf wohlfeile Augenwälderfolge an und zum andern will es uns scheinen, als hätte Genosse G. gegen jemand losgeschlagen, der in ihr alles andere, nur nicht einen Gegner sieht.

Wie liegt denn die Sache? Nachdem in hundert und aber hundert Artikelchen rechtsstehende Zeitungen Nietzsche als den ihren erkannten hatten, konstituiert sich eine Nietzschegesellschaft mit dem erwähnten Zweck: Nietzsche als Aushängeschild für neue Aushängeschilder.

Das hat sozialdemokratisches Denken bis dato ganz in Ordnung gefunden, und Genosse G. beweist nur, wie berechtigt es war, den bayerlandsparteilichen Anexionisten einmal auf die Finger zu pochen, um ihnen begrifflich zu machen, daß sie sich wieder mal in ihrer Annerkennungswut zu sehr hatten geben lassen, daß Nietzsche viel eher uns als ihnen gehöre.

Genosse G. hätte das und nur das herauslesen müssen, wenn er, wie es scheint, nicht von vornherein etwas anderes hineinlesen wollte. Was er von der Neigung gewisser Kreise in der Partei in puncto „Herzenmenschen“ zu wissen vorgibt, läßt sich keineswegs annehmen, hat aber nicht das geringste mit dem Artikel zu tun. Das heißt ihm vielmehr rohe Schmeiß entun. Es ist daran ganz klipp

und vor ausgesprochen, welche Stellung A. gegenüber Sozialdemokratie und Sozialismus eingenommen hat. Und auch die Ausführliche über die Ernährung sollten nur die Fäden zeigen, die zu Marrens materialistischer Auffassung führen.

Was uns an Nietzsche gehört, ist nicht der Mensch mit seinem Widerspruch, sondern der Denker, der als den Sinn der Menschheitsentwicklung den Hebermenschen hingestellt hat, einen Menschen, der vollkommener, glücklicher und freier sein soll als wir, zu dem der Mensch eine Brücke ist, ein „Seil“ geknüpft zwischen Tier und Hebermenschen.“

Gewiß, insofern mag Genosse G. recht haben, das hat schließlich nichts mehr mit Parteipolitik zu tun.

Und doch, es bleibt beim „Standartenführer“.

„Ich bin Dynamit“, das heißt doch, ich bin revolutionär im tiefsten Sinne, ich fühle mich verwandt allem, was an der Gegenwart leidet und schwer noch an der Vergangenheit trägt, und ich fühle mich auch am besten verwandt, die ihre eute Hoffnung auf eine höhere Menschheitszukunft gesetzt hat.

„Hoffnung“, nein, das mag uns von Nietzsche unterscheiden, wir erhoffen nicht mehr bloß, heute schreiben wir den Weg dahin.

Ein Weg, der heute hinein ins dunkle Morgen der Menschheit: Nietzsche.

Ein Weg, der sichtbar, je mehr es Tag wird: Marx.

Und mag Nietzsche auch in uns nichts anderes haben sehen können, als die Schwelgereformierten, als die, die man im Hellen auch noch stoßen soll. Was kümmert uns. Das Ziel aber, das er über die Menschheit hing, das lieben wir mit unserer jungen Liebe, das erstreben wir mit unserer alten Hoffnung. Was wir immer behaupteten, das hat der Krieg bewiesen. Die Zukunft der Menschheit wächst nicht aus dem Blute alter Herrengeschlechter, sie blüht auf aus dem Hebenium ungezählter Massen. Der Krieg hat ein neues Hebenium in der Seele des Proletariats entzündet. In ihm, aus ihm wollen wir den neuen Menschen heranzüchten, den Hebermenschen, den morgenrotumstrahlenden Menschen der Zukunft.

So grüßen wir Nietzsche als Dichtbringer und glauben heute noch besser dazu berechtigt zu sein, als jenes entwicklungsfeindliche Häufchen der Vaterlandspartei.

Und außerdem glauben wir, Genosse G., daß wir gar nicht so weit voneinander entfernt sind, wie Sie es sich und uns beweisen möchten.

Ein Schauspielersleben.

Vor Jahren hat der in Berlin verstorbene Schauspieler Albert Boree ein unverdientermaßen verschollenes Buch „Weil noch das Lämpchen glüht“... herausgebracht. Neben Schilderungen seiner Schmierensolobühnenzeit leuchtet da besonders die mit ergötlichem Humor gezeichneten Profile jeglicher „Fächer“ bis leitwärts zum „Kastengeist“ und technischen Personal hervor. Daß bei vielen dieser honorarigen Leistungen Eigendünkel und Prahlerei eine nicht selten auf dem Kothurn der Lächerlichkeit stehende Rolle spielen, erklärt man, wenn irgend sonst, aus ihren Lebenserinnerungen.

Von diesen Schwächen ist das Buch: „Ein Schauspielersleben“ (Verlag Pareus u. Co., München) von Alois Wohlmutz ziemlich unberührt geblieben. Es sind „ungefährmilde Selbstschilderungen“, nicht mehr, nicht weniger.

Seit 1885 gehört Wohlmutz dem Münchener Hof- und Nationaltheater als eine seiner Stützen an. Aber bis dahin hatte ihn das Dasein in harte Jahre genommen. In Brünn (Mähren) als Sohn eines Bierbrauers sozjagend zwischen Sopsenjäden und Pilschbottischen geboren, paarte er in seinem Wesen früh die Abneigung gegen alles verstandesmäßige Schullernen mit leidenschaftlichem Drang zum Theater. Statt Solobühnen, Mathematik und Pöpsel zu pauken, deklamierte er die Kraumerzählung Franz Moors. Vater Wlozel, einer seiner Lehrer, wird sein erster Förderer. Daß „aus dem Waden doch nichts anderes als ein Schauspieler wird“, steht bei ihm fest. Und so geschah's. Mit 17 Jahren macht der sich heimlich fort, in einem fünf Meilen fernen Dorf ein Theater zu gründen. Auch fährt er zu Hause mit seinen Geschwistern im Heuschaber eine selbstverfertigte Mäubertragödie auf. Noch nicht dreizehnjährig brennt er nach Wien durch, um sich einem Direktor anzubieten. Die Eltern protestieren zwar gegen seine schauspielerischen Absichten, sind aber doch stolz darauf, einen solchen Sprossen zu haben. Als er fünfzehn zählte, fuhr der Vater mit ihm

zu den Burgtheatergrößen Poroch, Hörsler und Löwe, damit sie beurteilten, ob der Junge Talent habe oder feins. Dessen ungeachtet soll er ein solides Handwerk erlernen. Gedrückt, meint der Vater, nicht mit der Kunst, so geht's mit der — Kunststraße. Er kommt nämlich in eine Juckerfabrik. Daß er da die nackten Wände seiner Wunde mit Dichtern und Denkerporträts tapezieren, daß er ein mit Beisen und Schaufen geheiztes Magazin des Abends zu einer Wäse umgestaltete und den Schloßer, Chemiker, Juckermeister einlad, seinen Monologen aus „Kauf“ oder „Egmont“ zu laschen, daß er sogar den slawischen Feldarbeitern draußen beim „Einspinnen“ der Näden den Hamlet interpretierte — na ja, er war eben, wie einer seiner Prinzipale sagte, „total meßungel“. Trotzdem brachte er die ganze Wissenschaft der Juckerfabrik schon innerhalb sechs Monaten hinter sich. Jetzt aber war's genug.

So machte sich denn der dramatische Handwerksbursch, arm ambeutel auf die Wanderschaft; „Leising's Dramaturgie nebst ein paar Bänden Shakespeare im Känzel.“ Nicht etwa Wien zu, nein gerade nach Berlin. Allein die Theateragenten wollten hier von dem „länglichen Wunderknaben aus dem Lande der Kapselkassen und Drahtböden“ nichts wissen; nur das Heftische Vermittlungsbureau bis an Held, der 1848 als gewaltiger Revolutionär „Derrischerhülle“ fürzen und Kronen und Exzeter zerbrechen wollte, half nun ambulanten Wähnenstrahlen Thronen aufbauen, auf die er Kaiser und Fürsten der Schminke setzte, geküßt in Hermelin von Kaiserfelden!... Kurz — der siebzehnjährige Traggöde, lang und schlank gleich einer Fadennudel, stieg, ein selbstiger Publikum für Götter!, in Grad, Zylinder und Handschuhen ins erste „Engagement“. Bei einem wandernden Theatersparen zu Tange rühte...

Und damit begann des werdenden Künstlers Erdenwallen. Wenige Wochen, oftmals Tage nur — dann hieß es: Weiter! Wellender Wogen, leere Tische, nicht selten bloß ein paar belegte Stullen als „Voge“; zum Bette ein Bund Nichtstraß, Verzweiflung bis zu Selbstmordgedanken, rosiges Zukunftshoffnungen: — alles in einem Hin. Neben mancherlei traurigen Dingen begab sich freilich auch viel Komisches. So treffen wir Wohlmutz einmal in der Hamburger Schneiderherberge, wohin ihn ein Fahrgenosse im Glauben, er sei auch ein Ritter von Zwirn und Nadel, mitgenommen. Jumeissen halsen gutmütige Menschen über Kotzketten hinweg. Aber ob auch vereinzelte Engagements auf eine Spielzeit, beispielsweise am Schwetzer Hoftheater, oder bei den Meininger, oder gar eine Künstlerfahrt durch Amerika zum Abschluß kamen — es waren doch nur Zwischenpunkte in einem Wanderleben, das sich zwischen unabhägigen Dörfern und Städtchen vornehmlich der niederbayerischen Tiefebene bis nach Galizien hinein fast zwanzig Jahre lang abspielte.

Wie der „Komödiant“ zum Gelben- und Charakterdarsteller von künstlerischem Schweregewicht heranreife oder welche Erfolge er verbuchen konnte — von all dem erzählen diese Blätter herzlich wenig. Wo es einmal andeutungsweise geschieht, steht ein höherer Zweck dahinter. Ein Mensch mit seinen Fehlern und Gebrechen, ein im Sinne Goethes Emporkletterer und Kämpfer in seinem Verhältnis zur Umwelt tritt adenthalten zutage. Was er außer seinem Künstlerberuf tut und treibt: ob er dichterischer Produktion nachhängt, ob er Wildermuseen durchmustert, in Münchener Malerateliers aus- und eingeht, Vorträge literarischen und wissenschaftlichen oder Versammlungen politischen Charakters besucht, schließlich, ob er bald längere, bald kürzere Wandergänge durch heimische oder fremdländische Gegenden unternimmt — undegähmbarer Vertriebs hat die Oberhand.

Alljährlich, wenn die vierwöchigen Theaterferien — mehr Erholungszeit giebt's an der Münchener Hofbühne nicht — machte Wohlmutz, zumal in jüngeren Jahren, erlesene Touren nach abseitigen Erdenstücken. Ihn zog immer das Warte, Urwäldliche an. Was er da sah: in England, Amerika, in altfranzösischen oder pyrenäischen Gebirgsstädchen, in Norwegen oder Montenegro — in seinem Wunde kann man's nachlesen. Scharfe Beobachtungsgabe, liebenswürdiges Humor, dem es doch auch nicht an Sackeln mangelte, sind gewiß gute Wärgen.

Als der knapp zwanzigjährige auch einmal „großherzoglich medlenburgischer Hofschauspieler“ war, spielte er so manchen respektablen Woyzen auf Epigrammen, die sogar bei Fritz Reuters Verleger als Wächlein erschienen. Er „sah“ auf Junker, Ritter, Höflinge, kurzum auf geheiligte Institutionen, mit dem Erfolg, daß der Intendant von „mahgebender Seite“ einen Wink bekam: „Heber die Grenze das infamische Kirchen!“ An anderer Stelle gibt

er später vom großherzoglich meiningenschen Kunstbilletantismus — mehr war es wohl auch nicht — ein ebenso ehrliches als belustigendes Konterlet.

Ueberhaupt geht ein starker sozialer und demokratischer Zug durch sein Wesen. Schon von Jugend an. Immer stand Wohlmutz auf Seite aller Armen und Bedrängten. Bezeichnend für ihn ist, daß er, förmlich geprüft, schauspielerischen Unterricht zu geben, sich seine SchülerInnen mitten aus dem Proletariat heraus erspähte. Ohne viel nach Honorar zu fragen — „es waren fast ausnahmslos blinde Passagiere, die mitfuhren“ — machte er eine ganze Anzahl junger Mädchen im Laufe der Jahre „zu Luise, Julie, Klautendeleins“. Nur zwei sollen darunter genannt sein: Centa Drö, einst Blumenmacherin, und besonders Jenny Rauch, Kellnerin in einem Münchener Weinfeller — zwei hell am Theaterhimmel strahlende Sterne...

Daß Wohlmutz, unter andern, auch im Leipziger Hause Wilhelm Piebnechts gern gesehen und beipielweise auch zur „Taufe“ seines Sohnes Karl geladen war, daß er dort Weibel kennen lernte, dem er ein paar Monate später im Gefängnis eine „Ankundsvisite“ abstattete, erzählt er hier mit schlichter Offenheit. Was es nicht schon wußte, erfährt an dieser Stelle auch, auf welcher Linie sich dieses rechtschaffenen Künstlers und Menschen Anknauung von Welt und Zuständen bewegt hat. Ernst Krowst.

Eine gegessene Stadt.

Die Frage, wie der Wohnungsnot zu steuern sei, wird überoff erwogen. Auf welche Weise und aus welchen Baustoffen soll man die zahlreichen neuen Wohnhäuser errichten, die nach dem Kriege unbedingt nötig sind? Ein Münchener Baumeister macht den Vorschlag, in der Nähe des Münchener Badfriedhofes eine „gegessene Stadt“ zu schaffen. Er will Kleinhäuser herstellen, die einschließlich Dachstuhl in Eisenbeton gegossen und aminandergeweiht, Rücken an Rücken, stehen, so daß jedes Haus einen Vorgarten bekommen kann. Der „Promethens“ ist in der Lage, mehrere Einzelheiten über diesen Plan mitzuteilen. Danach sollen die Kleinhäuser eine Breite von sieben Metern, eine Tiefe von sechs Metern und eine Höhe zwischen sechs und sieben Metern haben. Bei voller Unterkellerung erhalten sie neben den Wohnräumen Waschküche, Bad und Vorratslager. Eine besondere Erparnis besteht darin, daß die Leitungen für Wasser, Gas und Licht nicht in den Straßkörper, sondern unter der Doppelreihe von Häusern in einen Kanal gelegt werden sollen, wodurch sämtliche Anschlußleitungen wegfallen.

Der Vorschlag, gegessene Häuser, ja ganze gegessene Städte herzustellen, hat etwas Bestechendes. Ganz neu ist er freilich nicht. Vor einer Reihe von Jahren hat der amerikanische Erfinder Edison Versuche mit gegessenen Häusern gemacht, die angeblich sehr befriedigend ausgefallen sind. Nähere Einzelheiten über deren Ausgang sind freilich nicht bekannt geworden, doch kann die Möglichkeit keine Wohnhäuser zu gießen, wohl nicht bezweifelt werden.

Notizen.

— In der Trepow-Sternwarte finden folgende Sondernovae zu halben Kassenpreisen statt: Montag, 6 Uhr: „Wider aus dem Hatz, Thüringen und dem Riesengebirge“, Dienstag, 7 Uhr: „Wohnbarkeit der Welten“, Mittwoch, 6 Uhr: „An den Ufern der Rheins“, Donnerstag, 6 Uhr: „Graf Dohna und seine Räder“.

— Kunstchronik. Im Kupferstichkabinett wird am 29. Juli eine Ausstellung von Zeichnungen händischer Meister aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert eröffnet. — Die Sommerausstellung bei Paul Cassirer enthält Werke von Hans und Otto Haber du Faur, Liebermann, Siebott, Trübner, Thoma, Münch u. a.

— Die Denkmalschmelze hat begonnen. Leere Godel, die freilich manchmal monumentaler ohne die Figuren wirken, zeigen davon. In Berlin hat die riesige Perolina, in Weimar der alte Wieland die gewohnte Stätte verlassen, um sich zu einem Dasein in neuer Form umgiehen zu lassen. „Dauernder als Erz“ kann man von unseren Denkmälern nun nicht mehr sagen. — Das Dubendgeld der Krieger- und Fürstendenkmäler scheint vorläufig noch unberührt zu bleiben.

Musik.

Von Otto Thomas.

Ich wohne selbst in einer Großstadt-Vorstadt. Da wo alles ungebundener ist als im Stadtkern und wo die Dinge des inneren Menschen eine einfache Lösung finden, die uns große Konflikte bereiten.

Ich kenne da draußen die Menschen, wie sie lieben und hoffen, kenne ihre Freundschaft und Feindschaft, weiß, wie sie das Kostbarste ihres Lebens auf den Treppensufen des Alltags ausbreiten und mit rohen Füßen darauf treten. Wie sie ehrlich sind und doch unehrlich, wie sie voll Mißtrauen sind gegen jeden, der nicht ihre Sprache, ihren Ton, ihren Instinkt besitzt.

Es gibt in der Großstadt-Vorstadt unendlich viele Menschen, deren Seelen genau so dumpf und niedrig sind wie ihre ungeflügelten Wohnungen. Und dennoch!

In einem Tage kam ein junges blondes Vorstadtmädchen zu mir. Sie hatte blinzelnde Augen und ein feines liebes Gesicht. Sie sah furchsam aus, wie jemand, der die innere Ruhe nicht hat, den etwas quält, was er nicht von sich abschütteln kann. Und sie wußte auch nicht recht, wie sie beginnen sollte, mir ihr Leid zu klagen. Sie war Binderin gewesen in einem Binnengeschäft in der Hauptstadt Würtembergs. Schwanger sei sie im dritten Monat. Nun sei sie nach Hause gefahren. Aber ihr Vater sei ein Hausknecht, ein Mensch, den alles und der alles ärgert, was ihm in den Weg kommt. Wer kennt nicht diese Väter? Vor ihm hatte sie Angst. Und vor der Schande bei den Menschen der Vorstadt, vor ihrem Gerede und vor der Zukunft und vor der Geburt des Kindes.

Der Vater des Kindes war in der Schlacht an der Marne, in der vordersten Linie. Sie hatte ihn im Eisenbahngelände kennen gelernt, als er in Urlaub war und in einem Zbiel mit ihr nach Stuttgart fuhr. Dann hatte er ihr das Paket zur Wohnung getragen und war mit ihr hinaufgegangen und über Nacht dageblieben. Eigentlich hatte sie einen anderen lieb, aber der war in ihrer Heimatvorstadt. So war es gewesen. Ganz kurz die Freude. Ein Kauf. Vielleicht aus Sehnsucht oder Heimweh, und dem Bedürfnis nach liebevollen Worten. Nun wollte sie wissen, was sie tun solle, damit ihr Vater nichts erfahre, damit das Kind später zu leben habe, wenn etwa der Erzeuger nicht wieder zurückkomme und so. Und ich glaube, sie mußte sich einen Schutz suchen in ihrer Unsicherheit.

Nachdenklich sah ich da und schaute in dieses junge Mädchenesicht. An allerhand dachte ich. Daran, daß ich vor Jahren in einer Großstadt sah und Sehnsucht hatte nach den runden Schultern einer Frau. Und wie leicht es doch diesen Menschen geht. Ich dachte mir diese Liebe ohne Seele. Aber sie hatte Seele.

Da sitzt sie jetzt vor mir und erzählt etwas schwermütig, wie sie schon stundenlang an einer stillen Stelle am Tegern-

see gelesen und ins Wasser geschaut habe und dabei voll Sehnsucht an große Unendlichkeiten gedacht. Wie sie jetzt so gerne durch das raschende Herbstlaub gehe oder am Abend die wundervolle Mondlandschaft betrachte, da drüben an der großen Wiese, auferhalb noch der Vorstadt. Ganz wunderbar ist diese Mondlandschaft!

Und wie sie die Musik so sehr gerne habe. Den ganzen Tag möchte sie Musik hören. Sie spiele auch selbst Zither. Und das gebe ihr so viel inneres Gleichgewicht.

Und da hatte sie einen Brief, den hatte er ihr gestern aus dem Felde geschickt. Er war ein braver Junge, der sie nicht beschlehen wollte. Sie gab ihm mir, und ich nahm ihn zögernd. Durfte ich denn überhaupt?

Und da stand mit guter Handschrift neben anderem auch dieses:

„Ich kann dir jetzt nicht helfen in deiner schweren Not. Ich bin jetzt elf Tage im vordersten Graben gewesen, habe jetzt vier Tage Ruhe und muß dann wieder acht Tage nach vorne. Du kannst dir denken, daß uns da nicht lustig umute ist. Aber nun ist es doch wieder gut gegangen, und ich bin hier und denke an dich und an unser Kind. Tue nur viel Zither spielen und höre dir auch sonst Musik an. Und denke überhaupt nur Schönes und Gutes. Denn davon soll ein Kind ein gutes Gemüt bekommen und eine feine Seele. Und unser Kind soll eine feine Seele haben. Sei brav und bleibe mir treu, denn wenn nun ein Kind kommt, so will ich dich doch heiraten.“

Ich gab den Brief zurück. Und dachte an das Verborgene in einer Großstadt-Vorstadt, in der so viele dumpfe Seelen leben und in der doch auch so blinzelnde sind, wie diese beiden.

Und dachte an den großen Jungen draußen in der vordersten Linie an der Marne, der inmitten des großen Völkermordens an die werdende Seele dachte und an ihrem Werden mitwirkte. Und wünschte, daß solchen Menschen geholfen werden könnte, daß sie aus dem geistigen Vorstadtleben zum geistigen Leben der Welt gelangen könnten. Und dann dachte ich an den vordersten Graben der Marne, wo sich Menschen mühen und Schreden erleben, weil all unser gelüßiges Leben und unsere Kultur es nicht vermocht haben, ein solches Lun zu verhindern.

Und doch! Es war ein Sonntag, an dem ein Schleier sich hob und ich hinein sah in zwei Menschenseelen voller Musik.

Ordnung.

Von Konstantin Erberg.

Es war einmal eine schmutzige, vernachlässigte Herberge, in der viele Leute lebten; kein Tag verging, an dem diese nicht miteinander Streit und Haber hatten.

Und eines Tages kam ein Wesen daher, ein Mann, Herr Ordnung genannt, und ließ sich hier wohnlich nieder. Er

war Kaufmann, ein Fremder und hatte seltsame Gewohnheiten. Allüberall nahm er ein Maß mit, sah auf alle und alles von oben herab und maß alles, was er auf seinem Wege fand. Er legte sein Maß an; was über sechzehn Fußschod hinausging, das stellte er ab und warf die überflüssigen Stücke fort.

Nach den Leuten gegenüber benahm er sich seltsam; verkehrte bloß mit den modisch gekleideten, geschneiderten und gebügelten; die anderen hätte er ebenfalls gerne abgefesselt und fortgeworfen. Und jene Bewohner der Herberge, die sich zu ihm schlugen, wurden „ordentliche Leute“ genannt.

Und im Laufe der Zeit erlangte Herr Ordnung eine derartige Macht in der Herberge, daß schließlich ein jeder nach ihm geartet sein, seine Taten und Gefühle nach den seinen richten mußte. Nichts und niemand durfte das vorgeschriebene Maß überschreiten, weder Tische noch Stühle, weder Liebe noch Haß, noch Gott.

Ruhe und Friede herrschte in der Herberge: ein schönes Leben. Wenn aber zufällig einer nicht ganz zufrieden war (es etwa höchst langweilig fand), so tröstete er sich damit, daß wenigstens nichts die allgemeine Ruhe störe.

Nun geschah es aber, daß einmal auf der Durchreise die Freiheit in diese Herberge gelangte; — sie hatte eine leichte Art, ihre Worte waren frei, ihre Gedanken frei. Mit einem Wort, man merkte ihr sogleich an, daß sie nicht zu den ordentlichen Leuten gehörte.

Sie erschien, sah alles über die Achsel an und brach in Lachen aus.

„Ach!“ — schrie sie — „ich kann nicht mehr!“ — und wälzte sich vor Lachen.

„Dessnet doch das Klappensternchen und laßt frische Luft herein. Wer hat euch so eingeschlossen? Bringt mir doch rasch diesen Ibioten her!“

Herr Ordnung lag unterdessen mit seinem Maß auf dem Bett, war nicht tot, nicht lebendig. Mit Mühe brachten sie ihn aus seiner Kammer.

Er dachte bei sich: „Dies bedeutet, daß eine neue Zeit kommt. Früher ließ mir die ganze Herberge nach, nun aber muß ich vors Gericht.“

Man brachte ihn zur Freiheit, diese begann zu lachen.

„Ach du!“ — sagte sie, „du Ordnung, du Ueberordnung! Alles hast du eingeschlossen, hast dich selbst und den Himmel vergessen. Ich werde dich gleich, nach deiner Art in Ordnung bringen... Dich nach deinem eigenen Maß messen.“

Sie regte an Herrn Ordnung das Maß an und schnitt ab, was ihr überflüssig schien und warf es weit fort.

Und es blieben von der ganzen Ordnung bloß die Absätze übrig.

Als die Bewohner der Herberge dies sahen und das schallende Lachen der Freiheit vernahmen und ihre kühnen Worte, erlangten sie unrlöglich alles, was ihnen fehlte, in ihren Herzen stammten gewaltig menschliche Liebe und menschlicher Haß auf und sie erkannten in der Freiheit ihren Gott.

(Aus dem Russischen von G. zur Wälden.)